

Klaus Müller-Salget

Against Resignation

Abschiedsvorlesung am 26. Juni 2008
an der Universität Innsbruck

Magnifizenz, Spectabilis (lieber Hans), liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Gesa, lieber Tommy, liebe Katja:

Vorausschicken muss ich eine *captatio benevolentiae*: Dieses mein letztes Semester hat sich so arbeitsintensiv gestaltet, dass es mir nicht gelungen ist, diese Vorlesung ‚rund zu formen und in Gelassenheit zu etwas Ganzem zu schmieden‘, um Thomas Manns Tonio Kröger zu strapazieren. Ich wollte mich aber auch nicht lautlos davonmachen und bitte also um Ihre wohlwollende Nachsicht.

Der Titel dieser Vorlesung stellt, wie die meisten von Ihnen gleich bemerkt haben werden, ein Dreiviertel-Plagiat dar und bezieht sich natürlich auf den berühmten Essay „Against Interpretation“ von Susan Sontag. Darauf komme ich zurück, mit dem, was Stefan Neuhaus „Dein Wort zur Sontag“ genannt hat, - was übertrieben ist, denn ich beziehe mich wirklich nur auf diesen einen Essay.

Zunächst etwas Philologie: Was heißt „Resignation“? Die gängige Bedeutung, mit der Definition des „Großen Duden“: „das Sichfügen in das unabänderlich Scheinende“. Auch darauf komme ich zurück. In veralteter Amtssprache meint „Resignation“ aber ja auch die „freiwillige Niederlegung eines Amtes“. Nun, ganz so freiwillig scheidet man ja nicht aus diesem „Amt“, sondern „wegen Erreichens der Altersgrenze“, wie das auf Amtsdeutsch heißt, - und dagegen kann man ja wirklich nichts tun. Ich bin hier 15 Jahre tätig gewesen, und von mir aus hätte es ruhig noch etwas weitergehen können. Um mit dem alten

Bernhard Wicki zu sprechen: „Ich hätte nicht gedacht, dass es so schnell geht.“

– Aber gut, das ist nun einmal so.

Wenn wir sprachgeschichtlich noch ein bisschen weiter zurückgehen, kommen wir zu dem lateinischen Verb resignare. Das bedeutet zunächst einmal „öffnen“, einen Brief öffnen z. B., indem man ein signum, ein Siegel, erbricht. Signum ist aber auch ein Feldzeichen, ein Banner, eine Fahne, und resignare heißt auch „zurückgeben“. Sehr gerne hätte ich die Fahne, das Amt, die Professur nämlich nicht nur zurückgegeben, sondern auch an jemanden übergeben, weitergegeben. Das hat ein vormaliges Rektorat in seiner Weisheit verhindert und die Wiederbesetzung dieser Professur wie auch die der Linguistik-Professur von Hans Moser im gegenwärtig noch gültigen Entwicklungsplan nicht berücksichtigt. Wir hoffen sehr, dass das unter der neuen Leitung im nächsten Entwicklungsplan korrigiert wird, und – sehen Sie – dass es diese neue Leitung gibt, ist ja auch schon ein Zeichen dafür, dass man nie resignieren soll. Am Schluss von Bertolt Brechts Stück „Schwejk im Zweiten Weltkrieg“ singt der Chor: „Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine. Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag.“ – Eben.

Bevor ich diesen Faden wieder aufgreife, möchte ich nun doch zu Susan Sontags Essay „Against Interpretation“ aus dem Jahre 1964 kommen. Dieser Essay richtet sich, wenn man ihn einmal liest und nicht nur den Titel und die pauschalen Schluss-Behauptungen zur Kenntnis nimmt, gegen eine ganz bestimmte Art von Interpretation, gegen eine solche nämlich, die auf den Inhalt eines Kunstwerks fixiert ist und die Form nur als Beiwerk einschätzt. Genauer noch geht es um Interpretationen, die sich anmaßen, sich an die Stelle des behandelten Kunstwerks zu setzen, die es allegorisch ausdeuten, d.h. ihm einen ihm fremden Sinn unterschieben (Susan Sontag nennt hier vor allem Franz Kafka und Samuel Beckett als Opfer solcher Hybrid-Deutungen). Mit Recht sagt sie: „Was wir brauchen, ist ein Vokabular – ein beschreibendes und kein vorschreibendes Vokabular – zur Erfassung der Formen.“ Wenn sie dazu in einer Anmerkung behauptet: „Was wir noch nicht haben, ist eine Poetik des Romans, irgendeine klare Vorstellung von der erzählerischen Form“, dann muss allerdings wohl doch einiges an ihr vorübergegangen sein. Es gab – um noch Früheres gar nicht erst zu erwähnen – 1934 (also 30 Jahre vor Sontags

Essay) von Robert Petsch den Wälzer „Wesen und Formen der Erzählkunst“, es gab, ein Jahr später, von Rafael Koskimies das Buch „Theorie des Romanes“, es gab von Günther Müller die Aufsätze zu „Erzählzeit und erzählte[r] Zeit“ und zu „Aufbauformen des Romans“ (1948 und 1953), und es gab von Eberhard Lämmert das seit 1955 mit Recht immer wieder aufgelegte Buch „Bauformen des Erzählens“ (aus dem ich selbst sehr viel gelernt habe). Schon in den 20er Jahren hatte Oskar Walzel sich über „Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters“ ausgelassen.

In all diesen und in vielen anderen Werken der Forschungsliteratur kann von einer Vernachlässigung der Form des Kunstwerks weiß Gott nicht die Rede sein. Vielmehr ist es diesen Leuten immer darum gegangen, das Zusammenwirken von Inhalt und Form vor Augen zu stellen, wobei oft eine Vorstellung vom Kunstwerk als einem in sich geschlossenen Organismus zugrunde lag, eine Vorstellung, die heute in manche Hinsicht als überholt angesehen werden kann. Vor einer Marginalisierung der Form aber kann, wie gesagt, keine Rede sein.

Susan Sontag plädiert für ein sinnliches Erleben des Kunstwerks und für eine Kunstkritik, die aufzeige, „wie die Phänomene beschaffen sind“. Da bin ich ganz ihrer Meinung. Wenn sie aber fortfährt, Aufgabe der Kunstkritik sei nicht, diese Phänomene zu deuten, dann irrt sie. Denn auch die Form eines Kunstwerkes bedarf der Deutung. Sie ist eben nicht nur ein sinnlich Gegebenes, sondern etwas, das etwas (nämlich den geschmähten Inhalt) formt und mit dem Inhalt zusammen erst etwas Ganzes ergibt. – Susan Sontags, offenbar mehr an der Tageskritik als an der Literaturwissenschaft orientiertes, Verdikt gegenüber der Interpretation erscheint mir vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als ein Kampf gegen Windmühlen. Wenn sie als dezidiert abgesetzten Schlusssatz ihres Essays schreibt: „Statt einer Hermeneutik brauchen wir eine Erotik der Kunst“, dann möchte ich erwidern: Wir brauchen beides. Und die Hermeneutik ist eine Dienerin gegenüber der Erotik der Kunst.

In meiner Antrittsvorlesung vor 14 Jahren habe ich schon einmal zustimmend Emil Staigers Definition von Interpretation zitiert: Sie sei dazu da, „daß wir begreifen, was uns ergreift“. Da haben Sie die Erotik und die Deutung in einem Satz. Denn natürlich darf es dem Begreifen nicht darum gehen, das Ergriffenwerden durch begriffliche Aufdröselung zu ersetzen, den emotionalen

Zugang zu einer Dichtung durch die Übersetzung in eine andere Sprache zu zerstören. Interpretation ist ein dienendes Geschäft.

Das „Ergreifen“ oder „Ergriffenwerden“ sollten Sie auch gar nicht so feierlich verstehen, wie Emil Staiger es vielleicht gemeint hat. Nehmen Sie das Wort einfach wörtlich: Der Text greift nach dem Leser, er will ihn dazu bringen, weiter zu lesen; er hat Greifarme, und die Literaturwissenschaft hat die Instrumente, diese Greifarme kenntlich zu machen.

Sehr deutlich wird diese Greiftätigkeit von dichterischen Texten in Erzählanfängen, die ja das Interesse des Lesers wecken und ihn zum Weiterlesen animieren wollen. Man kann mit einem spektakulären Paradoxon beginnen, das nach einer Auflösung verlangt; so verfährt Heinrich von Kleist am Anfang des „Michael Kohlhaas“: „An den Ufern der Havel lebte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ein Roßhändler, Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit.“ – Oha!, sagt sich der Leser (sofern ihn die Zeitangabe „um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts“ nicht abgeschreckt haben sollte): Wie kann das sein? Und wenn der Erzähler das „Zugleich“ von Rechtschaffenheit und Entsetzlichkeit am Schluss des ersten Absatzes scheinbar erklärt: „Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder“, dann vertieft er in Wahrheit die Rätselhaftigkeit noch und lockt den Leser, sich doch erzählen zu lassen, wie es zu dieser befremdlichen Entwicklung hat kommen können.

Man kann aber auch ganz unspektakulär anfangen und trotzdem die Neugier des Lesers wecken, wie es z.B. Theodor Fontane zu Beginn des Romans „Irrungen, Wirrungen“ tut:

An dem Schnittpunkte von Kurfürstendamm und Kurfürstenstraße, schräg gegenüber dem „Zoologischen“, befand sich in der Mitte der siebziger Jahre noch eine große, feldeinwärts sich erstreckende Gärtnerei, deren kleines, dreifenstriges, in einem Vorgärtchen um etwa hundert Schritte zurückgelegenes Wohnhaus, trotz aller Kleinheit und Zurückgezogenheit, von der vorübergehenden Straße her sehr wohl erkannt werden konnte. Was aber sonst noch zu dem Gesamtgewese der Gärtnerei gehörte, ja die recht eigentliche Hauptsache derselben

ausmachte, war durch eben dies kleine Wohnhaus wie durch eine Kulisse versteckt, und nur ein rot und grün gestrichenes Holztürmchen mit einem halb weggebrochenen Zifferblatt unter der Turmspitze (von Uhr selbst keine Rede) ließ vermuten, daß hinter dieser Kulisse noch etwas anderes verborgen sein müsse.

Da ist also etwas versteckt, verborgen, und zwar „die recht eigentliche Hauptsache“, etwas, was man nur „vermuten“ kann, und das meint, wie wir (neugierig geworden) bald erfahren, nicht nur die verborgene Örtlichkeit, sondern vor allem eine unstandesgemäße Liebesbeziehung, deren Schauplatz diese Örtlichkeit ist und die nur in dieser Verborgenheit existieren kann, die Liebe nämlich zwischen dem jungen Baron Botho von Rienäcker und dem Nähmädchen Lene Nimptsch. Und nachdem wir das erfahren haben, verstehen wir auch, warum Fontane dieses durchaus erfundene Anwesen am Schnittpunkt „von Kurfürstendamm und Kurfürstenstraße, schräg gegenüber dem ‚Zoologischen‘“ angesiedelt hat: Die Straßennamen deuten auf den preußischen Hochadel, und der Zoo meint demgegenüber Natur und Natürlichkeit; die natürliche und aufrichtige Liebe zwischen Lene und Botho wird an der Standeszugehörigkeit des jungen Offiziers scheitern. Und das halb weggebrochene Zifferblatt („von Uhr selbst keine Rede“) deutet darauf hin, dass die Uhr, die Zeit angehalten werden müsste, damit dieser Liebe Dauer beschieden sein könnte. Es wäre ferner zu zeigen, mit welchem Raffinement Fontane seine Lene Nimptsch gegen Missdeutungen zu schützen sucht: Sie ist kein gewöhnliches Offiziersliebchen, aber sie ist auch kein armes süßes Mädel à la Arthur Schnitzler. Diese Absicherung der Protagonistin erfolgt teilweise über die Personenkonstellation, teilweise über die Konfrontation Lenes mit den Mätressen von Bothos Kameraden und, ganz besonders raffiniert, über die erst sehr spät nachgeschobene Mitteilung, dass Lene schon einmal ein Verhältnis gehabt hat. Die Verspätung dieser zunächst verborgenen Mitteilung sichert Lene einerseits gegen ein negatives Vorurteil des Lesers, der die Protagonistin bis dahin längst lieb gewonnen hat, und es sichert sie andererseits gegen die Vermutung, sie sei in blinder Verliebtheit in eine erste Beziehung hineingeschlittert. Nein, sie hat gewusst, worauf sie sich einließ, sie hat

gewusst, dass es nicht werde dauern können, und sie hat sich trotzdem ganz geschenkt.

Es gibt auch noch zwei halb verborgene literarische Muster, mit denen Fontane in diesem Roman spielt. Das eine ist das des Bürgerlichen Trauerspiels, demzufolge Lene sich nach der Trennung, am besten noch zusammen mit einem ungeborenen oder gerade neugeborenen Kind, umbringen müsste. Statt dessen sagt sie beim Abschied zu Botho: „Ich bin nicht wie das Mädchen, das an den Ziehbrunnen lief und sich hineinstürzte“. Das ist ein kryptischer Verweis auf Friedrich Hebbels Bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalena“, auf das auch der Name Lene bezogen werden kann.

Das andere literarische Muster ist das einer verborgenen hohen Abkunft der Protagonistin, wie wir es etwa aus Kleists „Käthchen von Heilbronn“ kennen und die dann doch noch ein Happy-end ermöglichen würde. Da Lene nur die Ziehtochter der alten Frau Nimptsch ist, lässt Fontane ihre Parallel- und Kontrastfigur, die gutmütig gewöhnliche Frau Dörr, sagen: „vielleicht is es eine Prinzessin oder so was“. Diese triviale Lösung gibt es bei Fontane natürlich nicht.

Sie sehen, wie das zu Anfang angeschlagene Motiv: „verborgen“, „versteckt“, „vermuten“, das uns in die Lektüre hineingezogen hat, sich zu einem Netzwerk über den ganzen Roman hinweg entwickelt. – Und wenn man das nun alles begriffen hat (und noch einiges andere), dann beschädigt das überhaupt nicht unser anhaltendes Mitgefühl mit der Protagonistin Lene Nimptsch. Unsere Einsicht in die Struktur eines literarischen Kunstwerks stellt sich nicht über, sondern neben den unmittelbaren Eindruck und vermittelt – oder soll jedenfalls vermitteln – ein zusätzliches, ein ästhetisches Vergnügen.

Sie sehen: Ich bin ein unverbesserlicher Hermeneutiker und denke ja gar nicht daran, vor dem Schlachtruf „Against Interpretation“ zu kapitulieren und zu resignieren. Und ich möchte auch Sie alle ermuntern, sich von solchen Schlachtrufen nicht ins Bockshorn jagen zu lassen.

Der Mensch ist bekanntlich das Wesen, das nach dem Sinn fragt, nach dem Sinn des eigenen Lebens und nach dem Sinn der Welt überhaupt. Es gibt da recht deprimierende Antworten, z.B. folgendes Gedicht von Heinrich Heine mit dem Titel „Fragen“:

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer,
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter –
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

Es murmeln die Wogen ihr ewiges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Wolfgang Hildesheimer hat das in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen über absurde Poesie auf die kurze Formel gebracht: „Der Mensch fragt. Die Welt schweigt.“ Mag sein, dass die Welt schweigt, und es mag sogar sein, dass das Dasein absurd ist. Nur wird der Mensch trotzdem weiter fragen und deutend einen Sinn zu erfassen suchen, und natürlich gilt das auch für die Literatur, wobei poetische Texte nie nur einen einzigen Sinn haben (weil sie in Bildern sprechen), und manche Texte verweigern sich sogar konsequent jeder Sinnggebung. Aber auch dieser Befund ist dann ein Ergebnis der Interpretation.

Ähnlich wie mit der Ablehnung von Interpretation ist es mir mit der Fama vom angeblichen „Tod des Autors“ ergangen, die vor allem auf Roland Barthes und Michel Foucault zurückgeht. Auch da muss man genau lesen, bevor man dem beruhigenden Irrglauben verfällt, um die Autoren brauche man sich nicht mehr

zu kümmern. Denn ebenso wie Susan Sontag wendet Roland Barthes sich gegen eine ganz bestimmte Methode der Textauslegung, gegen die damals, 1968, an französischen Schulen und Universitäten noch herrschende „explication du texte“, die den Gehalt eines Werks aus der Biographie seines Autors abzuleiten suchte und dabei, wie Barthes polemisch formuliert, dem Text „einen einzigen, irgendwie theologischen Sinn“ zuschreiben, ihn „mit einer endgültigen Bedeutung versehen“ wollte. So etwas ist in der Tat Unsinn, denn natürlich, um das zu wiederholen, hat kein Kunstwerk nur einen Sinn, und jede Interpretation ist nur ein Deutungsangebot.

Was den Autor (oder auch die Autorin) angeht: Es kann schon hilfreich sein, die jeweilige Biographie zu kennen, weil dann z. B. die Wiederholung und Variation gewisser Motive oder auch Obsessionen verständlicher wird. Und ob Thomas Mann seinen „Zauberberg“ im heimischen München schreibt oder den Goethe-Roman „Lotte in Weimar“ im amerikanischen Exil: das macht schon einen Unterschied. Nur reicht derartiges natürlich bei weitem nicht hin, um ein Kunstwerk als Kunstwerk beurteilen zu können. Außerdem muss den Autoren auch nicht immer zur Gänze bewusst sein, warum sie so oder so geschrieben haben. Es geht vieles durch einen Menschen hindurch, und manchmal wird auch aus einem Werk etwas ganz anderes, als der Autor zunächst vorhatte. Thomas Mann wollte, als Seitenstück zum „Tod in Venedig“, eine kleine satirische Erzählung schreiben; daraus wurde dann eben der zweibändige Roman „Der Zauberberg“. Alfred Döblin wollte einen Roman zum Preis der Technik schreiben; daraus wurde die Negativ-Utopie „Berge Meere und Giganten“. In seinem sehr lesenswerten Essay „Der Bau des epischen Werks“ hat Döblin mit Bezug auf die Produktivkraft der Sprache, auf ihre Eigendynamik, gesagt: „Man glaubt zu schreiben, und man wird geschrieben“ (ein abgewandeltes „Faust“ Zitat natürlich). Das wird gerne zitiert. Nicht gerne zitiert wird dagegen ein Satz von Hermann Kasack: „Der Autor ist durchaus nicht hundert Prozent Idiot in Bezug auf sein Werk.“

Wenn Roland Barthes am Ende seines Essays anstelle des abgeschafften Autors den Leser als maßgebende Instanz inthronisieren will, dann hat das ja einiges für sich. Dazu noch ein Döblin-Zitat, wenn auch auf eine andere Kunst bezogen: „Michelangelos Deckenmalerei ist Anstrich ohne den Herrn Müller und seine beiden Töchter, die sich die Sache ansehen.“ Und wir sind ja

schließlich durch die Schule der Rezeptionsästhetik gegangen. Wenn aber Barthes seinen Leser total entpersönlicht, ihn zu einem Menschen „ohne Geschichte, ohne Biographie, ohne Psychologie“ macht, zu einem „Jemand, der in einem einzigen Feld alle Spuren vereinigt, aus denen sich das Geschriebene zusammensetzt“, dann ist mir das, mit Verlaub, zu verblasen. Den Leser gibt es gar nicht, sondern nur die jeweilige Person, die, ebenso wie der Autor, in einem bestimmten historischen, auch literaturhistorischen, biographischen, sozialen Umfeld steht und von daher den Sinn eines Textes oder die Sinne eines Textes zu verstehen sucht.

Statt raunenden Hypostasierungen Glauben zu schenken, halte ich es lieber mit Anna Seghers, die geschrieben hat: „Der Autor und der Leser sind im Bunde: sie versuchen zusammen auf die Wahrheit zu kommen.“ Da es die Wahrheit nicht gibt, möchte ich präzisieren: „auf Wahrheiten“.

Was die Verkünder vom Tod des Autors betrifft, so hat Heinrich Detering schon vor 10 Jahren in einem wie immer glänzend formulierten Essay¹ auf die innere Widersprüchlichkeit dieser Message hingewiesen. Zum Aufsatz „La mort de l’auteur“ von Roland Barthes bemerkt er: „[...] die [...] Botschaft des Textes selbst hatte alles mögliche zugelassen, nur keinen Einwand gegen ihre Richtigkeit und keine andere als die vom Autor-Schöpfer vorgesehene und gesteuerte Lektüre.“

Was Foucaults sehr viel differenzierteren Vortrag „Was ist ein Autor?“ von 1969 betrifft, so nimmt Detering die am Anfang und am Schluss von Foucault gestellte (von Samuel Beckett übernommene) Frage: „Wen kümmert’s, wer spricht?“ ernst und antwortet: „Die Nachwelt natürlich; und am allermeisten die Schüler und Epigonen des Fragenden selbst.“ Anhand mehrerer Beispiele stellt er die Autoren- und Autoritätengläubigkeit solcher Adepten dar, die Berufung auf unanzweifelbare Kirchenväter (oder auch -mütter) etwa in Elisabeth Bronfens Buch „Nur über ihre Leiche“.

Noch ein letztes Detering-Zitat: „Alle Anstrengungen der Dezentrierung haben nicht verhindern können, daß die Texte der postmodernen Meister unter den Schülern selbst eine zentrierende, Bedeutungsgeschichten subtil differenzierende und energisch hierarchisierende Hermeneutik freigesetzt

haben, deren Verfahren ihren Behauptungen zuwiderläuft. Wenn man liest, wie Bettine Menke in einem Einführungshandbuch Derrida möglichst verständlich und eindeutig, anschaulich und nachvollziehbar erläutert, dann muß man sich um die Zukunft der Hermeneutik eigentlich keine Sorgen machen.“ –

Natürlich, meine Damen und Herren, bilde ich mir nicht ein, mit diesen wenigen hingeworfenen Bemerkungen Barthes und Foucault widerlegt zu haben. Ich wollte nur meine Gegenposition deutlich machen. Mir persönlich sind die Autorinnen und Autoren immer wichtig gewesen. Darum gibt es ja meine Monographien zu Kleist, zu Döblin und zu Max Frisch; darum bin ich Mitglied einer Alfred-Döblin- und einer Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft, die ja nach Autoren benannt sind. Und die Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft zeichnet alljährlich eine Autorin oder einen Autor mit dem Kleist-Preis aus, weil wir davon ausgehen, dass, unbeschadet aller Diskurse, denen wir alle ausgeliefert sind, da doch ein zentrierendes Ich ist, das die Werke hervorbringt, nicht aus dem hohlen Bauch und nicht aus dem Nichts, aber doch mit dem ihm je eigenen Verstand und Kunstverstand, und das darum preiswürdig ist.

Nun können Sie natürlich sagen: Das ist ja alles schön und gut; machen Sie mal, was Sie für richtig halten. Aber wie stehen Sie denn zur Situation der Germanistik oder allgemein der sog. Geisteswissenschaften in unserer Zeit und an unserer Universität? – Ja, da trübt sich das Bild natürlich erheblich ein. Wenn ich eingangs gesagt habe, ich hätte auch gerne noch weitergemacht, so muss ich doch auch sagen, dass ich in gewisser Weise froh bin, einiges nun doch nicht mehr mitmachen zu müssen.

Das erste Unglück, das uns alle betroffen hat, war bekanntlich das von einer inkompetenten Ministerin und ihren Helfern gegen unseren Widerstand durchgepackte Universitätsgesetz 2002. Der antidemokratische Zuschnitt dieses Gesetzes hat viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu Recht nachhaltig demotiviert. Das gilt vor allem für die Angehörigen des sog. Mittelbaus, die in früheren Zeiten entscheidend Wichtiges für die Universitäten geleistet haben und deren Mitspracherechte nun marginalisiert wurden, um von

¹ Die Tode Nietzsches. Zur antitheologischen Theologie der Postmoderne. In: Merkur,

Mitbestimmung erst gar nicht zu reden. Die diktatorische Missachtung wohl begründeter Wünsche unseres Instituts durch den vormaligen Rektor hat für die Germanistik ein Übriges getan. – Die sog. Autonomisierung der Universitäten hat, wie Helmwarth Hierdeis vor Jahren in seiner Abschiedsvorlesung konstatierte, „eine historisch beispiellose Abhängigkeit von der Wirtschaft“ zur Folge gehabt. Kürzlich sah ich in der Uni ein Plakat mit der Ankündigung - ich weiß nicht, ob eines Symposions oder auch nur eines Vortrags -, Titel: „Welche Bildung braucht der Markt?“ Ja, so fragt man heute. Früher lautete die Frage: Welche Bildung braucht der Mensch? In seinem Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ lässt Goethe seinen Protagonisten an den Freund Werner schreiben: „Mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend an meine Wunsch und meine Absicht.“

Dem liegt eine Vorstellung von der Entelechie des Einzelnen zugrunde. Die so nicht mehr unsere Vorstellung sein kann. Aber: Jeder Mensch ist einmalig, wie ja auch DNA-Analysen beweisen; jeder Mensch hat das Recht, sich entsprechend seinen spezifischen Begabungen zu entwickeln, und unser Bildungssystem, insbesondere die Universitäten, haben die Aufgabe und die Pflicht, jedem Menschen, der es ernst meint mit sich und seinem Tun, dabei zu helfen, er selbst zu werden, ‚ganz wie er da ist‘. –

Der Bonner Komparatist Horst Rüdiger hat einmal in einer Diskussion über die bedrohliche Situation des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses gesagt: „Es wird aus einem, was in einem steckt.“ Ich selbst befand mich damals in einer beruflich ziemlich prekären Situation und hätte diesen Satz, der ja auch noch dem Entelechie-Gedanken verpflichtet ist, als Zynismus auffassen können. In Wahrheit hat er mich beflügelt, weil ich mir sagte: Es liegt an dir selbst, und weil ich wusste, dass Rüdigers eigener Entwicklungsgang alles andere als geradlinig gewesen ist.

Ich weiß, dass es Fälle von tragischem Scheitern gibt, und will da gar nichts schönreden. Ich will nur sagen: Wir, als Lehrende an dieser Universität, sind nicht für den Markt da, sondern für die Menschen, die bei uns studieren. Schon müssen wir im Auge haben, was denn aus ihnen werden kann unter den

52. Jg., H. 594/595 (Sept./Okt. 1998), S. 876 – 889.

gegebenen Bedingungen; aber wesentlich muss uns der einzelne Mensch sein und das, ‚was in ihm steckt‘.

In einem Artikel mit dem ironischen Titel „Olympiade der Hochschulen“ - ich möchte an dieser Stelle Michael Klein herzlich danken, der uns immer wieder mit Informationen über die entsprechenden Debatten versorgt hat - hält der Sportsoziologe Johannes Ferch fest: „Die Hochschule mit dem Charakter einer Drittmittelfabrik stilisiert Mittel (wie Drittmittel, Rankings und die Zahl von Veröffentlichungen) zum Zwecke und zur Berechtigung ihres Daseins.“ Ja, wir leben in einer Zeit des instrumentellen Denkens, in der es nur noch darauf anzukommen scheint, innerhalb eines vorgegebenen, nicht zu hinterfragenden Systems zu funktionieren, und die Universitäten sollen die entsprechenden Apparatschiks dafür ausbilden. Dagegen müssen wir uns wehren, auch und gerade dadurch, dass wir das bestehende System eben doch hinterfragen und es dort, wo es schlecht ist, zu verändern suchen.

Nun, all das ist bekannt, und die Proteste gegen die Vertreibung des Geistes aus den Universitäten häufen sich. Dass, in unserem Fall, das UG 2002 dringend der Reform bedarf, wird kaum ein vernünftiger Mensch bestreiten wollen, und ich bin da grundsätzlich guter Hoffnung, wenn ich auch weiß, dass die Mühlen der Bürokratie noch langsamer mahlen als diejenigen Gottes. Es kommt aber ja auch sehr darauf an, wie wer mit dem UG 2002 umgeht, und ich habe die berechtigte Hoffnung, dass unter der neuen Leitung unserer Universität wieder eine Kommunikationskultur entsteht, eine Kultur, die sich bewusst ist, dass wir in einer demokratischen Gesellschaft leben. – Das ändert nichts daran, dass das UG 2002 vor allem hinsichtlich der Punkte Mitbestimmung und Nachwuchsförderung einer grundsätzlichen Kursänderung unterworfen werden muss.

Um auf die spezielle Situation der hiesigen Germanistik zurückzukommen: Zur Zeit geht es uns noch relativ gut, wenn ich einmal von der Zerschlagung unserer ehemals mustergültigen Bibliothek absehe. Aber nun ist ja der sog. Bologna-Prozess über uns hereingebrochen, der uns zwingt, unseren noch gar nicht so alten Studienplan, der auch von ausländischen Gutachtern sehr gelobt worden ist, abermals umzukrempeln mit dem Ziel eines 6-semesterigen

Bachelor-Studiums, dem ein 4-semesteriges Master-Studium folgen soll bzw. kann. Gedacht war dieser „Prozess“ so, dass den Studierenden eine europaweite Mobilität ermöglicht werden sollte. Zur Zeit sieht es aber, wie Sie wissen, ganz im Gegenteil so aus, – da jede Universität ihre eigenen Kuchen gebacken hat –, dass man auf absehbare Zeit nicht einmal innerhalb Österreichs die Universität wechseln können, ohne sich erhebliche Nachteile einzuhandeln. Das ganze Verfahren zielt in Wahrheit auf eine Erhöhung der zynisch so genannten Durchlaufgeschwindigkeit und auf eine Erhöhung der Zahl der akademischen Abschlüsse, d.h. auf Zahlen und nicht auf Menschen. Das Problem ist, welche Ausbildung wir dem Bachelor-Studierenden in 6 Semestern denn überhaupt noch werden bieten können, zumal wir, wie ich dem Entwurf unserer Curriculums-Kommission entnehme, auch noch das nachholen sollen, was viele Schulen offenbar nicht mehr gewährleisten können, nämlich das Einüben von normsicherem Rechtschreiben und Formulieren. Die Verschulung des Studiums scheint unausweichlich, und das, was die Geisteswissenschaften einmal ausgezeichnet hat, die Anleitung zur kritischen Reflexion, die nun einmal Zeit braucht, droht auf der Strecke zu bleiben.

(„Verschulung“, nebenbei gesagt, ist ein in dieser Allgemeinheit etwas hochnäsiger Begriff. Denn es gibt sie ja immer noch: sehr gute Schulen und Lehrer, die es fertigbringen, ihre Schülerinnen und Schüler für einen Gegenstand zu begeistern, z.B. für die Literatur.)

Wenn die Geisteswissenschaften Wissenschaften bleiben wollen, dann können sie sich nicht auf bloße Wissensvermittlung und auf das Einüben von Fertigkeiten beschränken, sondern es muss Raum und es muss Zeit bleiben für die Anregung und Förderung der eigenen Kreativität der Studierenden, und das auch schon im Bachelor-Studium. Das setzt allerdings auch eine gewisse Bereitschaft auf Seiten der Studierenden voraus, und daran fehlt es zuweilen. Ich weiß, dass die Germanistik für manchen Maturanten ein Verlegenheitsstudium ist, basierend auf der – auch nicht immer zutreffenden – Meinung: Naja, Deutsch kann ich ja. Ich halte dagegen: Wer kein leidenschaftlicher Leser ist, soll nicht Literaturwissenschaft studieren, und wer nicht wissen will, wie seine Muttersprache funktioniert, wie sie sich entwickelt hat und in welchem Verhältnis zu anderen Sprachen sie steht, der soll die

Finger von der Linguistik lassen. Wir können uns die Studierenden nicht aussuchen, aber wir können und müssen jemandem, der das genannte Engagement nicht mitbringt, offen sagen, dass er wohl das falsche Fach gewählt hat. Wenn es jemandem zu viel ist, für ein Proseminar 6 Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer zu lesen – das habe ich erlebt –, dann ist er nicht am rechten Platz. Ich ärgere mich seit langem darüber, wie bei uns manche Studierende durch das Studium und dann auch noch durch die Abschlussprüfung getragen werden, wie Diplomarbeiten abgeliefert werden, auf deren Titelblatt nicht „eingereicht bei“, sondern „unter steter Mitarbeit von XY“ stehen müsste. Wir beklagen die unzureichende schulische Vorbildung mancher Maturanten. Ja, aber diese Lehrer haben doch zum großen Teil wir selber ausgebildet. Will sagen: Wenn wir von den Studierenden keine wirkliche Leistung verlangen, dann brauchen wir uns über die Folgeschäden doch nicht zu wundern. Den Wert einer Studienrichtung nach der Zahl ihrer AbsolventInnen zu bemessen, ist grundfalsch und töricht. Es muss um Qualität gehen.

Wenn das Bachelor-Studium noch etwas mit Bildung zu tun haben soll, dann muss es gelingen, die Studierenden trotz der Kürze der Zeit und trotz des vollgestopften Stundenplans zum Selbststudium über die 6 Semester hinaus und zur kritischen Reflexion zu ermutigen und zu befähigen. Glücklicherweise gibt es heute ja viel mehr Lehr- und Lernmöglichkeiten als zu meiner Studienzeit. Voraussetzung ist aber, wie gesagt, eine entsprechende Begabung. Wir sollten in die Schulen gehen und dort schon zu erklären suchen, was Germanistik ist und will: Sie beschäftigt sich mit unserem ureigensten Kommunikationsmittel, der Sprache, und damit, was mit dieser Sprache und in dieser Sprache alltagspraktisch wie literarisch bzw. poetisch möglich ist. Sie fördert damit das Selbstverständnis jedes Einzelnen, sie fördert die Kommunikationsfähigkeit und -bereitschaft, sie erweitert unser Wissen über den Menschen wie über seine gesellschaftlichen Bedingtheiten in Vergangenheit und Gegenwart und sie schärft den ästhetischen Sinn, ohne den es keine Kultur gäbe. Die Germanistik ist keine Feierabendbelustigung, sondern eine Wissenschaft, die einen Menschen fordert, aber sie belohnt ihn auch. -

Ist das alles zu ‚idealistisch‘ gedacht? Mag sein, aber: Ohne Idealismus sollten wir diesen Beruf gar nicht erst ausüben.

Wenn ich trotz der gegenwärtigen Misshelligkeiten dazu ermuntern will, nicht in Resignation zu verfallen, sondern, um noch einmal mit Bertolt Brecht zu sprechen, aus dem schlechten Bestehenden das Bessere zu machen, dann kann man mir natürlich sagen: Du hast gut reden, oder: „Vom sichern Port lässt sich’s gemächlich raten.“ Ohne den jetzt erreichten sichern Port leugnen zu wollen, möchte ich Ihnen doch nicht verschweigen, dass ich sowohl privat als auch beruflich genügend Situationen erlebt habe, die mich in Resignation und Depression zu führen drohten, und nicht immer bin ich dem entgangen. Ich weiß, wovon ich spreche. Aber dann sind immer wieder Situationswechsel eingetreten oder es haben sich Menschen eingefunden, die mir neuen Mut gegeben haben. Glück ist auch dabei gewesen, immer wieder. Aber das funktioniert nicht so, dass man sich in sein Kämmerchen setzt und darauf wartet, als Wunderkind entdeckt zu werden. Man muss schon einiges dafür tun, und nicht eben wenig. Und fundamental wichtig ist, dass man sich selbst nie aufgibt. – Ich möchte jedem Resignierenden oder gar Verzweifelnden sagen: Wart ab! Du weißt nicht, was kommt. Bekanntlich kann man sich auf sein Glück nicht verlassen. Aber auf sein Unglück kann man sich auch nicht verlassen; man soll es nicht und man darf es nicht. Denn wir haben eine Verpflichtung gegenüber dem Leben, gegenüber unsrem eigenen, einmaligen Leben und gegenüber dem Leben der anderen. –

Und damit das jetzt am Ende nicht doch noch ein Wort zum sonntag wird, möchte ich schließen:

Angesichts der bevorstehenden Herausforderungen wünsche ich Ihnen, den Kolleginnen und Kollegen wie den Studierenden, viel Mut, Kraft, Erfindungsreichtum, Fingerspitzengefühl, gegenseitige Achtung und, last, but not least: Freude an unserer Wissenschaft.